

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 1 (1911)
Heft: 31

Artikel: Sommerfrische [Fortsetzung]
Autor: Heer, J.C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637438>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 31 · 1911

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
· · Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern · ·

19. August

□ □ Gewitter am Bergsee. □ □

Eine Hochgebirgsskizze von Hans Huber.

Dor dem Gewitter.

Tosende dunkle schwarzblaue Stut,
Braufende wilde gischende Brut!
Tief in gähnender Selsenkluft
Bergsee's grundlose Wassergruft . . .
Zackiger Selskamm, steilfellige Wand,
Wildrauhes Gebirge und Gletscherland —
Braufender Bergsee in gähnender Schlucht
Treibst deine Stuten mit zorniger Wucht,
Mit Schäumen und Gischten,
Branden und Zischen,
Ein rauschendes Mischen
Wogender Schichten,
Ein Stürzen und Wellen —
Die Wogen zerschellen
Und fressen am Ufer den schwarzen Stein.

Das Gewitter.

Tiefblauer Bergsee in gähnender Schlucht
Kein Fischlein fand dich auf hastiger Stucht
Auf deinem Spiegel die ruhige Bahn
Zog nie der weiße, der schimmernde Schwan;
An deinem Ufer der Adler haugt,
Die Gemse, wenn deine Woge braugt,
Dich meidend, von Klippe zu Klippe springt,
Dem Mensch dein Getöse an's Ohr nur dringt.
Horch! Donner über die Berge rollt,
Der Blitz zum zuckenden Schlag ausholt,
Die Wettertanne ächzt und stöhnt,
Durch Schluchten weit der Brechstein dröhnt,
Du wirfst den Gischt mit mächtiger Hand
Empor die felsige Uferwand — —
Schwarzblaue, tiefe und grundlose Stut
Schimmert im Blitzstrahl wie lohende Stut!

Nach dem Gewitter.

Still liegt der Bergsee — und Flügelschlag
Bricht leis nur die Ruhe am Wassergab . . .
Vom Sels herab Nachteulen flieh'n
Flatternd über den Spiegel hin — —
Ein Stern steht am höchsten Firnenkamm,
Blickt neben dem dunklen Söhrenstamm
Und zwischen der Bergtann' wildem Geäst,
Entlang der Rinne vom Sturzbach genäst,
Hindurch den einsamen Selsenchlund
Bis auf des Bergsee's tiefblauen Grund.
Feuer! Ein Lodern! Flammender Schein
Wirft dieser Stern in die Stut hinein!
Es glänzen die Wellen, es leuchtet die Stut,
Es sprüht das Wasser wie Feuer und Stut —
Tief in gähnender Selsenkluft
Bergsee's grundlose Wassergruft . . .
Zackiger Selskamm, jähfellige Wand,
Wildrauhes Gebirge und Gletscherland . . .

Sommerfrische.

Ein Idyll von J. C. Heer.

(Fortsetzung.)

Tochter und Vater, prächtige Leute! — Der Gedanke begleitete mich zur Ruhe; ich träumte aber die Nacht lebhafter als sonst. Die Dichterin Elisabeth von der Aa geistete eine Weise um mich. Wenn sie doch Gertrud Rynast wäre! Später sah ich meine Gefährtin aus dem abendroten und mondbe-glänzten Wald; andächtig hörte ich aus ihrem Mund die Verse:

Der Himmel spricht: „Es werde!“
Die Erde: „Ich liebe dich!“

Ich suchte mir eine rasch aufflammende Verliebtheit in Fräulein Gertrud Rynast auszureden; ich ärgerte mich über mich selbst. Der tiefe Eindruck, den ich von ihr empfangen, rührte doch wohl nur daher, daß ich während meiner angestrengten Studienzzeit überhaupt keine Mädchenbekanntschaft gepflegt hatte, und jetzt waren eben Ferien, glückliche Ferien. Da sind die Sinne empfänglicher als sonst; um so mehr muß man ihnen mißtrauen. Mit dem Bilde der Mutter suchte ich dem unerwarteten Angriff auf meine innere Freiheit zu wehren.

Als ich am Morgen ins Grüne trat, stand Gertrud frisch, wie aus einer klaren Quelle gestiegen, bereits unter den Bäumen, die das Kurhaus umschatteten. Ich eilte hin; ein unbefangener, sonniger Gruß aus den innigen blauen Augen, die jugendliche Gestalt federte sich vor Freude und Kraft, die guten Vorsätze meiner Freiheit waren vergessen. Ein schöner Ausflug in die reizvolle Umgebung von Blinzen folgte dem andern. Eines herrlichen Morgens standen wir zu dreien auf der Signalspitze. Ich sah die Berge kaum, die ringsum, Haupt an Haupt, unter dem blauen, weichen Dach des Himmels leuchteten; ich sah nur die junge, kühne Bergsteigerin, die kurzgeschürzten Kleides mit hochwogender Brust an ihren Stock lehnte und mit kindlich strahlendem Auge Ausschau in die Bergwelt hielt. Jubelnd kam es von ihren Lippen: „Gott, ist das Leben so schön!“

„Trudy, so gefällst du mir!“ sagte der Fabrikant väterlich lachend. „Das ist denn doch ein anderes Bild als die Trauerweide, die du letzten Winter warfst.“

Bei diesen Worten ging mir ein Stich durch die Brust. Hatte Gertrud eine unglückliche Liebe hinter sich? Ich fühlte es in diesem Augenblick schmerzhaft, daß ich sie wirklich liebte, von ganzem Herzen und ganzer Seele liebte. Das Wort des Herrn Rynast war über mein Inneres gefahren, wie wenn der Blitz eine dämmernde Landschaft plötzlich mit Tagesklarheit erhellt. In seiner unbekümmerten Weise aber sagte der Fabrikant lachend: „Sollten wir die Angelegenheit nicht einmal dem Herrn Doktor unterbreiten, Trudy? Er ist ja darin Fachmann.“

„Still, still, Vater! Ums Himmelswillen, nein! Eher spränge ich den Abgrund!“

Das Mädchen rief oder schrie es mit wahrer Seelenangst; um ihren Mund zuckte es schmerzlich, als wollte es zu weinen beginnen. Die beruhigenden Worte des Vaters halfen wenig; als sei ein Sonnenstrahl von ihr gewichen, stieg die vorher so fröhliche Bergsteigerin einsilbig mit uns zu Tal. Um unglückliche Liebe handelte es sich also nicht. In eine so persönlich psychologische Angelegenheit hätte mich Herr Rynast doch nicht als Fachmann aufrufen können. Warum handelte es sich denn: Um irgend etwas Literarisches? Die von mir zerkaute Dichterin Elisabeth von der Aa und der alte Buchhändler Imhof guckten gespenstisch in meine Liebesträume.

Wie ängstlich sich Gertrud auch hütete, zu viel von ihrem reichen Innenleben preiszugeben, auf Wegen und Stegen, überall, wo sie etwas Schönes sah, wurden ihre Bemerkungen doch stets zum Verräter, wie ihr die Seele in dichterischen Wallungen schwang. Wenn sie aber Elisabeth von der Aa ist, wohin dann mit der Liebe? Man weiß, wie schlecht rezensierte Dichterrinnen dem Kritiker zürnen. Ich besann mich, wie ich denn nur dazu gekommen sei, gerade die Gedichte der Elisabeth von der Aa so rücksichtslos zu zerpfücken. Ich war doch sonst ein Mensch, der in dichterischen Dingen auch ein Herz im Leibe trug. Ja, richtig! Die Rezension war meine Auflehnung gegen eine gedruckte, schwülstige Empfehlung gewesen, die der Herausgeber, Herr Imhof, dem Bändchen beigelegt hatte, und die von einer unliterarischen Presse kritiklos verbreitet worden war. Da waren mir die Worte allerdings härter geflossen, als es sonst in meiner Art lag. Eine leise Pein schlich sich durch meine Gedanken. Ich fühlte mich Gertrud gegenüber arg befangen.

Allein auch sie gebot nicht mehr über die frische Natürlichkeit, mit der sie mich in den ersten Stunden unseres Zusammenseins so stark gefesselt hatte. Umsonst versuchte ich sie zu bewegen, auf stillen Waldwegen, wie auf unserm Abendgang vom Subrasee zum Kurhaus, aus der Fülle ihres Gedächtnisses Gedichte herzusagen; sie ließ sich selbst durch die kleine List nicht gewinnen, daß ich ihr mit gutem Beispiel voranging und ihr aus meinem Dozentenwissen manche Probe ausgelesener Weltichtung vorsprach. Und doch waren das weihewolle Stunden! Ihr Blick hing fragend und bewundernd an mir; das Wort des Dankes, das sie den Stücken folgen ließ, verriet ihr freudiges Eingehen, ihr natürliches Verständnis für Höhen und Tiefen der Bruchstücke. Oft ließ sie den Proben ein langes Schweigen folgen. Etwas verträumt schlug sie die Augen unter den langen Wimpern auf. „Ich weiß nicht,“ versetzte sie, „bin ich von dem Herrlichen, das Sie mir bieten, mehr entzückt oder bedrückt. Wie arm wächst man doch in einem kleinen Städtchen auf! Wir glauben, wir hät-

ten unsern lebensvollen geistigen Besitz — da kommen Sie; die Sonne der Welt und der Jahrhunderte flutet in die engen Grenzen, und wir sind so klein!“

„Sie tun sich selber unrecht, Fräulein Gertrud,“ erwiderte ich, „Sie mit der Tiefe Ihres Gemütes, mit Ihren glücklichen Augen für alles Schöne, was um Sie ist, mit Ihrer großen Empfänglichkeit.“

Ein süßes Lächeln lohnte das Wort. Mir aber lag es auf der Zunge: „Gertrud, darf ich Sie um Ihre Hand bitten? Werden Sie mein liebes, verständnisreiches Weib! Seit ich Sie kenne, bedarf ich der weiblichen Seele, die an meinem Berufe, an meiner Gedankenwelt den innigen Anteil nimmt wie Sie.“

Die unbequeme Erinnerung an Elisabeth von der Aa schloß mir die Lippen. Ist Gertrud die zerpfückte Dichterin, oder ist sie es nicht? Was sollte mich aber, wenn sie es war, hindern, sie weniger feurig zu lieben? Das Dichten gehört zu den allgemeinen Menschenrechten; mittelmäßige Verse sind eine Kinderkrankheit phantasierender Naturen, die das Leben von selber ausheilt.

Bei den schönsten Gelegenheiten vereitelten die unglückselige Rezension, die Ungewißheit, die Zweifel, ob Gertrud die Verfasserin des lyrischen Bändchens sei, ein Liebesgeständnis. Ja, das schlechte Gewissen! Wie unter Umständen bekennen, daß ich der Rezensent sei?

An einem schwülen, drückenden Nachmittag waren wir durch den Wald hinaus zur Stromschlucht gepilgert, über deren gurgelnden Wassern halbentwurzelte Föhren ihre blau-grünen Schirme hielten. Herr Rynast hatte sich im Waldes-schatten gesetzt, Gertrud begann an den steilen, angerissenen Halben Frauenschuhe zu suchen, die hier noch mitten im Sommer ihre Samtblüten entfalteten. „Seien Sie auf der Hut, Fräulein,“ mahnte ich. Unnötig! Herr Rynast rief zum Rückzug: „Ein Wetter kommt mächtig über die Berge!“ Auf dem Weg überfiel es uns. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag; um die verdüsterten Felsengipfel spielten die Feuerstrahlen und erhellten sie auf einen Augenblick zu Strömen des Lichts; klirrend fuhr der Donner über die Waldwipfel, und jetzt fielen die ersten schweren Tropfen trommelnd in die erschauernden Tannen.

„Wenn's nur auch draußen bei uns regnet!“ versetzte Herr Rynast, gemächlich in die erfrischte Luft schnuppernd. „Die Aa, die meine kleine Fabrik treibt, war bei unserer Abreise nur mehr ein Faden; mir würde es Geld regnen!“

Die Aa! Zum Glück beobachteten die lieben Menschen nicht, wie mich das Wort erschreckte. „Elisabeth von der Aa!“

In einer Hütte, die sonst den Waldarbeitern diente, warteten wir den Gang des Gewitters ab, der Fabrikant unter dem Vordach, Gertrud und ich drinnen auf einer rohgezimmerten Bank. „Herr Doktor, drücken Sie Briefpflichten?“ scherzte meine Freundin, „Sie sind nicht ganz in Stimmung! Nun, wir werden heute einen Regenabend haben; da wollen wir einmal großmütig Ihrer Gesellschaft entsagen und Sie Ihren Pflichten überlassen.“

„Ich sollte allerdings meinem Mütterchen einen Brief schreiben,“ erwiderte ich zerstreut.

„Sie Glücklicher, Sie haben Ihre Mutter noch!“ In rührendem Seelenton kam das Wort von den Lippen Gertruds, ein sonniges Lächeln ging inniglich über ihre Züge;

dann sagte sie, wie in tiefem Sinnen, schmerzlich: „Meine Mutter liegt schon fast drei Jahre im kalten, schaurigen Grab — nein, die Stätte heißt ja der Gottesacker.“ Meine Freundin blickte tiefenst und traumvoll wie in die Weite; plötzlich aber sagte sie lebhaft: „Herr Doktor, in dem Brief, den Sie schreiben wollen, sollten Sie Ihre Mutter nach Blinzen bitten!“ Die Blauaugen leuchteten freudig auf. „Meine Mutter,“ erwiderte ich, „ist eine zu schlichte Frau, als daß sie sich an einem Kurort wie Blinzen wohl fühlen würde.“ „O, ich wollte schon dazu sehen, daß es Ihrer Mutter bei uns gefiele! Bitte, überlegen Sie, Herr Doktor!“ Gertrud schürzte ein herzugewinnendes Bettelmündchen und machte mit den Händchen ebenso reizend: Bitte, bitte!

Ueberwältigt von der lieblichen Anmut des Bildes, kochte es mir im ganzen Wesen auf: Gertrud und keine andere! Denn bei mir stand es fest, daß ich einmal nur ein Weib heimführen würde, das auch meinem alternden Mütterchen lieblich begegnete. Zugleich aber brannten mich die Worte Gertruds wie Feuer. Die Gedichte der Elisabeth von der La hatten einen „Kranz auf der Mutter Grab“ zur Einführung. Meine ablehnende Rezension hatte am heiligsten Leid Gertruds gerührt; denn daran, daß Elisabeth von der La nur ein wenig verhüllendes Pseudonym für Gertrud Rynast sei, konnte ich nach den vielen Merkmalen, die mir die gemeinsamen Tage geboten hatten, nicht mehr zweifeln.

„Ich habe,“ plauderte sie, „vorgestern die Stunde rasch wahrgenommen, um einen Pflichtbrief an den Onkel Buchhändler zu erledigen. Natürlich habe ich ihm etwas eingehend erzählt, was für einen lieben und werten Gast aus seiner Stadt wir kennen lernen durften, und wie wir seine anregende Gesellschaft zu schätzen wissen.“ Schelmisch lächelnd, leise errötend, streiften mich die Augen der Plauderin.

„Dieser Brief ruft das Gericht auf mich herab!“ fuhr es mir durch den von Liebesnot verwirrten Kopf.

Herr Rynast trat unter die Hütchentür: „Es regnet zwar immer noch ein wenig; aber ich denke, besser wird es für heute nicht.“ Wir kämpften uns also durch den triefenden Wald, und die sprühende Nässe tat mir wohl.

Als wir das Kurhaus erreichten, übergab ein Diener Herrn Rynast eine Depesche. Der Fabrikant wechselte die Farbe. Etwas erschrocken sagte er, das Blatt sinken lassend: „Mein Wunsch ist zu stark in Erfüllung gegangen. Bei einem Gewitter, das heute Morgen niederging, hat die La zu viel Zuschuß bekommen; der Damm des Fabrikanals ist gebrochen. Also heimreisen und die Ausbesserung anordnen. Ich fahre mit der Frühpost um fünf. Du, Trudy, bleibst natürlich hier. In drei Tagen bin ich auch wieder da. Unterdessen angenehmen Aufenthalt!“

Ich bewunderte die Raschheit und Sicherheit, mit der Herr Rynast seine Entscheide traf; am stärksten aber ermaß ich den Gedanken: mit Gertrud ein paar Tage allein! Welches Glück! Mein, was half der freundliche Zufall? Die fatale Kritik, der Stein des Anstoßes blieb. Ich hatte die hohen geistigen Vorzüge Gertruds nun wohl kennen gelernt; aber der fesselnde Umgang mit ihr hatte mir auch die ganze Empfindsamkeit, den ganzen Stolz ihres Wesens klar gelegt. Wenn nun von dem Onkel Buchhändler der verräterische Antwortbrief kam, der Schlag in der Abwesenheit des Herrn Rynast, der mir wohlwollte, fiel, was dann? Ich wünschte,

er wäre geblieben, damit er als der Mann von unbefleckbar klaren Lebensansichten in diesem Augenblick seinen väterlich verfühnenden Einfluß auf Gertrud hätte geltend machen können.

Nach dem Abendmahl folgte das liebe Mädchen der Einladung anderer Damen in den Musiksalon; sie sang einige Lieder von Brahms mit großer Innigkeit. Der Fabrikant und ich schritten unterdessen die gedeckte Halle auf und ab; denn draußen rauschte der Regen immer noch kühl und erquicklich. „Ja, Trudy, der fröhliche Vogel,“ nahm Herr Rynast das Gespräch auf, „macht mir viele Freude; und doch, Herr Doktor, möchte ich mit Ihnen als einem Fachmann, dem ich volles Vertrauen schenke, gern einmal über einen Fall sprechen, der, fürchte ich, in manchen Stunden wie ein unverwundener Schmerz im Gemüt des Mädchens liegt. Sie begann vor etwa zwei Jahren auf den Tod ihrer Mutter Lieder zu schreiben; andere Gedichte gesellten sich dazu. Mein Schwager, der Buchhändler, nahm die Verse mit sich in die Stadt; um Trudy, seinem Liebling, eine Freude zu bereiten, druckte er sie. Sie selber und ich kamen erst hinter das Spiel, als die meisten Bogen schon vorlagen. Meine Tochter traute den Versen nicht ganz; sie setzte auf das Titelblatt einen andern Namen. In verschiedenen Blättern regnete es Lob auf die Gedichte. Trichterweise lüftete man den Schleier der Pseudonymität etwas, verschenkte zahlreiche Exemplare in die Verwandtschaft und Bekanntschaft — da fiel eine kränkend scharfe Besprechung im großen Blatt Ihrer Stadt wie Frost auf die bescheidene Freude. Trudy, das Opfer des gutmütigen Onkels, wurde vor Scham, vor vielleicht übertriebenem Ehrgefühl gegen jedermann scheu. Tränen, nichts als Tränen über die Weihnacht; sie erkrankte, und ein Dorn sitzt von der närrischen Geschichte her stets noch in ihrer sonst so heitern Seele. Nun würde es mich doch lebhaft interessieren, was sie als literarisch gebildeter Mann, in aller Aufrichtigkeit wie ich voraussetze, mir unter vier Augen für ein Urteil über die Gedichte zu fällen hätten. Darf ich Sie bitten, Herr Doktor?“

Damit überreichte mir Herr Rynast das Bändchen, das ich wohl kannte. Etwas Zusammenhangsloses stammelnd, nahm ich es entgegen und sann auf einen Vorwand — zur Flucht!

Die Musik im Saale war verklungen. Unbefangen erschien Gertrud unter der Türe der Wandelhalle, ließ zum Gutenachtgruß die Hand einen Herzschlag länger in der meinen ruhen, als es die unbedingte Höflichkeit erforderte, und fragte mit blühendem Lächeln: „Haben Sie nun Ihrer Mutter den Brief geschrieben?“ Und als ich verneinte, schmolte sie: „Sie verdienen gar nicht so viel Liebe, Herr Doktor, wie man Ihnen entgegenbringt!“ und ging doch mit einem süßen Blick.

Im bohrenden Gefühl der Schmach schritt ich die Nacht im Zimmer auf und ab. Du bist ein Feigling. Sprich doch, sprich! Wer genug Zahnschmerz leidet, geht zum Zahnarzt; wen das Gewissen genug brennt, der beichtet. Ich begann die Rede zusammenzustudieren, das Bekenntnis, den Antrag, mit denen ich am Morgen feierlich vor Gertrud treten wollte. Der Faden brach; vor lauter Not und Pein begann ich das unglückliche Bändchen Gedichte zu lesen. Mein Gott, sie waren ja gar nicht schlecht! Das echt Persönliche siegte über die kleinen Mängel der äußern Form. (Schluß folgt.)